

Erstveröffentlichung

Gespräch v. Ursula Reber (*Kakanien revisited*), Peter Plener (*Kakanien revisited* & FWF\_P14727) & Amália Kerekes (FWF\_P14727) mit Christina Lutter (Wien) & Markus Reisenleitner (Hong Kong) anlässlich der Diskussion zu »Post/Colonial Studies« auf *Kakanien revisited*, am 25.06.2002.

**PP:** Was bedeuten die *Post/Colonial Studies* für Sie und Ihre Arbeit? Ich stelle zunächst also eine eher banale Frage danach, welche Begriffe und methodischen Schritte die brauchbarsten sein könnten. Möglicherweise aber sind *Post/Colonial Studies* nur ein Gebiet unter vielen anderen, dem man sich eben *auch* widmet.

**MR:** Ich für meinen Teil habe große Schwierigkeiten, *Post/Colonial Studies* als eigene Disziplin abzugrenzen. M.E. hat die klassische Trias – Edward Said, Homi Bhabha und Gayatri Spivak – einerseits ein Begriffsinstrumentarium eingeführt und rekurriert andererseits auf eines, das auch innerhalb der *Cultural Studies* fest etabliert ist, insofern man sich mit der Begegnung von Kulturen und mit Unterdrückungsmechanismen in diesen Kulturen auseinandersetzt. Prinzipiell handelt es sich dabei eher um einen gemeinsamen Grundstock an Literatur, Gedanken und Terminologien, der *Post/Colonial Studies*, *Cultural Studies*, *Comparative Literature* etc. zum jetzigen Zeitpunkt auszeichnet und aus konkreten Untersuchungen nicht weg zu denken ist. Insofern würde ich den Begriff ›*Post/Colonial Studies*‹ als monolithisches Gebäude von Theorien und Methoden, v.a. aus heutiger Perspektive problematisieren. Wenn dieser Name als historischer Begriff auf einen Kanon bezogen eingesetzt wird, ist klar, dass ungefähr auf die obige Trias rekurriert wird. Aber ob derzeit eine solche Historisierung und Kanonisierung überhaupt machbar und sinnvoll ist, bezweifle ich ebenso, weil sich die disziplinären Ränder sehr stark auflösen.

**CL:** Für meine Arbeit haben *Post/Colonial Studies*, *Cultural Studies* und *Gender Studies* als Felder weniger Bedeutung in Hinblick auf einen Kanon, v.a. nicht in disziplinärem Sinn, sondern vielmehr als Haltung, als eine Art, Fragen zu stellen und einen politischen Anspruch zum Ausdruck bringen. Wichtig ist mir bei den *Post/Colonial Studies* einerseits das bewusste Operieren mit dem ›Post‹-Begriff, in Hinblick auf die historische Verortung des Kolonialismus, aber andererseits die Ambivalenz von Übereinstimmung und Opposition zum europäischen Postmodernismus. Dabei hat für mein Empfinden das politische Moment besonderen Vorrang. Dasselbe gilt auch für *Cultural Studies*: Es geht gerade nicht nur um eine akademische oder theoretische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Phänomenen, sondern in erster Linie um die Frage, wie man wissenschaftliches Wissen politisch nutzbar machen kann.

Das deckt sich mit dem zweiten, auf meine ganz konkrete wissenschaftliche Arbeit bezogenen Punkt: Ich habe für mein aktuelles mediävistisches Projekt – die Konsequenzen der Frage, was in einem konkreten historischen Kontext relevantes Wissen ist, wie und von wem in welchem Zusammenhang Wissensformen überhaupt als relevant wahrgenommen wurden – ungeheuer viel von den *Post/Colonial Studies* profitiert: Wenn man sich tatsächlich auf den Standort der post/kolonialen Betrachterin einlässt, wird lokales Wissen eben *nicht* gegenüber anderen Wissensformen unterprivilegiert. Hier eröffnen sich viele Perspektiven sowohl für historische als auch für gegenwartsbezogene Fragen, indem Relationen sichtbar gemacht werden können, die sonst überhaupt nicht ins Blickfeld geraten, weil mit den eigenen Kategorien und Fragestellungen immer auch der eigene Blickwinkel reproduziert wird und dadurch auch die Ergebnisse zu einem Teil immer schon vorweg genommen werden. Die Forderung nach historisch sensiblen und kontextspezifischen Analysen wird gerade durch postkoloniale Theorien bekräftigt.

**MR:** Ich glaube, dass genau die Frage, wie es zu schaffen ist, die in der Geschichte oder der Gegenwart nicht vorhandenen Stimmen zum Sprechen zu bringen, der wesentliche Beitrag der literaturwissenschaftlichen Arbeit der ersten *Post/Colonial*-TheoretikerInnen vor 20 Jahren war und noch ist. Das methodische oder theoretische Instrumentarium wird vom Poststrukturalismus, der Lacan'schen Psychoanalyse und dem ganzen Theoriengebäude, aus dem auch die *Cultural Studies* schöpfen, zur Verfügung gestellt, das genau dazu dient, die »subalternen Stimmen« herauszuarbeiten, mit dem politischen Anspruch, eine gesellschaftlich relevante Wissenschaftsform zu begründen. Ob man dies nun »*post/colonial*« oder anders nennt, scheint mir allerdings irrelevant zu sein.

**PP:** Dass Sie keine Trennlinie zwischen den einzelnen Bereichen ziehen wollen, werden wir et- was später durchaus noch hinterfragen. Aber nachdem bereits vom »Post«-Begriff die Rede war, schließt sich als nächste Frage an, ob sich zwischen den poststrukturalistischen Me- thoden und dem, was unter »postkolonial« fällt, trennen lässt. Dass beide miteinander zu tun haben, ist unbestreitbar. Fraglich ist nur, wo eine mögliche Grenze verläuft, wo eine Grauzone besteht oder ob beide ineinander aufgehen. Wo sind die Verflechtungen zw- ischen den meines Wissens zeitlich früher zu verortenden poststrukturalistischen und den postkolonialen Methoden?

**MR:** Wenn man vom unmittelbaren Gegenstand absieht, ist keinerlei Grenze auszumachen. Mit Achebe beginnt die ganze Bewegung; mit Spivak und Homi Bhabha und ihrer starken Fo- kussierung auf die indische Kultur einerseits und Said mit *Orientalism* auf der anderen Seite werden gewisse Bereiche des Kolonialismus erfasst, aber methodisch würde ich mich davor hüten, einen abgetrennten Bereich »Postkolonialismus« fest zu machen. Auch Spivak z.B. sagt über ihre Arbeit, wenn sie sich selbst beschreibt, sie betreibe *Comparative Literature*. »I'm a Europeanist«, sagt sie und betont, wie wichtig es ist, nicht nur Achebe, sondern auch Hegel und Marx gelesen zu haben. Insofern würde ich ein abgegrenztes Theorien-, Methoden-, Wissenschaftsfeld »Post/Colonialism« eher skeptisch betrachten. Ich glaube, es geht vielmehr darum, das methodische Instrumentarium für die Kontexte der Unters- suchung zu verfeinern, an sie anzupassen und mit ihnen zusammenzuführen. Abgesehen davon ist, was Said beschreibt, nicht dasselbe, was Homi Bhabha beschreibt, und was Spi- vak mit ihrer Integration von Psychoanalyse, Dekonstruktion und *Gender Studies* macht, bewegt sich wieder in einem anderen Feld, wobei nicht ganz einzusehen ist, warum man all dies als »Postkolonialismus« festschreiben sollte.

**UR:** Die Zuständigkeiten der *Post/Colonial Studies* sind auch insofern von relativer Wichtigkeit, weil einige WissenschaftlerInnen innerhalb den sog. *Post/Colonial Theories* nicht zu Un- recht rundweg ablehnen, mit dem Poststrukturalismus und dadurch implizit mit *europä- ischen* Methoden in Beziehung gebracht zu werden. Mit Bezug auf den politischen Fokus gilt für sie, dass es sich bei Poststrukturalismus und Postkolonialismus um zwei vollkommen unterschiedliche Dinge handelt, was bedeutet, dass es nicht nur auf das Was in seiner his- torischen Genauigkeit der Untersuchung ankommt, sondern dass sich Inhalt und Methoden stets ineinander widerspiegeln. Wichtig ist dabei, dass die Methoden auch ihrerseits auf die Kontexte einwirken. Wenn also mit den klassischen poststrukturalistischen Methoden der Diskursanalyse, Dekonstruktion etc. gearbeitet wird, werden auch die Ergebnisse euro- päisch geprägt sein, so dass sie zwar europäischen Erkenntnisansprüchen genügen, nicht aber jemandem »vor Ort«.

**CL:** Das ist in der Tat ein wichtiger Punkt, der auch massiv in den *Cultural Studies* diskutiert wird. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang z.B. auf die Kritik, die während der *Third Crossroads in Cultural Studies Conference* 2000 in Birmingham v.a. von Seiten lateinameri- kanischer TheoretikerInnen artikuliert wurde. Dort wurde heftig angegriffen, dass die Ar- beit, die in Lateinamerika betrieben wird, unter dem Label der *Cultural Studies* nicht in der entsprechenden Weise repräsentiert wird. Außerdem wurde der Vorwurf erhoben, dass es dabei auch um eine Form der Aneignung geht, die ihrerseits hegemonial ist, weil unter dem Anspruch, eine politisch informierte und ambitionierte Wissenschaft zu betreiben, zugleich ausgeblendet wird, wie verschieden die Situationen der Menschen, gerade auch der For- scherInnen »vor Ort«, von denjenigen der EuropäerInnen und AmerikanerInnen sind. Da- rauf folgte dann eine ausführliche Debatte um Selbstbezeichnungen und -repräsentatio- nen. Diese sind keineswegs ohne Belang, die Art der Diskussion ähnelt jedoch der hiezul- ande sehr beliebten »Selbstreflexivitätsdebatte« und führt ähnlich schnell dazu, dass sol- che Debatten zum Selbstzweck werden und Gemeinsamkeiten gegenüber orts-, personen- und projektspezifisch Unterschiedlichem in den Hintergrund geraten. Es wäre eigentlich viel spannender zu wissen, was konkrete Leute tun und was sie damit wollen, als die Hälfte der Zeit mit Diskussionen zu verschwenden, wie man sich am besten bezeichnet, ob ein La- bel eher Missverständnisse erzeugt oder ob es eher produktiv und fruchtbringend ist. Mir gefällt, was Markus Reisenleitner über Gayatri Spivak gesagt hat, dass es bei allen Abgren- zungen und Zuschreibungen auch immer auf den Kontext ankommt, darauf, welchen Punkt

man hervorheben will. Gerade dort, wo *Cultural* oder *Post/Colonial Studies* sehr hegemonial auftreten, ist es manchmal wichtig, wieder disziplinäre Zugänge hervorzuheben und Zuständigkeiten zu klären, zu sagen, »ich betreibe *Literary Studies*« und »ich betreibe *Historical Studies*«. Umgekehrt ist es etwa gegenüber HistorikerInnen, die teilweise sehr wenig theoretisch informiert sind, wichtig zu betonen, dass man kulturwissenschaftlich arbeitet oder von post/kolonialen oder ähnlichen Theorien inspiriert ist.

**MR:** In Hong Kong, meiner derzeitigen »Heimat«, wird dieses Selbstverständnis-Problem ganz heftig diskutiert. Dort findet sich einerseits natürlich der koloniale Status, andererseits aber ist China durchaus nicht nur Empfänger von Kolonialismus, sondern agiert sehr wohl auch selbst hegemonial. Lokales Wissen darf trotz seiner Wichtigkeit allerdings nicht dazu führen, wie es bei dieser Lateinamerika-Diskussion passiert ist, dass Räume wieder essenzialisiert werden.

**PP:** Oder auch exkludiert. Ein altes Historikerproblem ist, wer was wie anschauen darf.

**MR:** Gewisse Zweige und Schulen, – seien es »postkoloniale« oder nicht – die sich eher mit den *flows* beschäftigen, also die Theorien von Appadurai oder von Caren Kaplan, James Clifford etc. – geben ein Instrumentarium an die Hand, um sich aus der Zwickmühle zwischen lokalem Wissen und *global theory* ein wenig zu befreien und sich wirklich vor Ort die Ströme und die Überschneidungen anzusehen, wie es auf einer sehr theoretischen Ebene Homi Bhabha ähnlich schon vorgezeichnet hat.

**CL:** Manchmal schnappt einfach die Falle der Identitätspolitik zu, wie es in der feministischen Forschung oder in all jenen Bereichen, in denen die Kategorie »Erfahrung« nicht nur ernst genommen – sie spielt ja tatsächlich eine wichtige Rolle – sondern absolut gesetzt wird, häufig passiert. Dabei ergibt sich, dass jede/r, der/die sich nicht innerhalb der Community befindet, auch nicht berechtigt ist, über die Community zu sprechen. Erstens ist das eine identitätspolitische Falle, und zweitens handelt es sich um einen epistemologischen Zirkelschluss.

**PP:** Oder um eine Selbstbespiegelungsgeschichte.

Wenn ich mich richtig erinnere, gibt es einen Text von Ihnen beiden im Einführungsband der *Cultural-Studies-Reihe*, in dem angemerkt ist, dass *Cultural Studies* zunächst eine Art Einstellung bedeuten, eine bestimmte Grundhaltung, an Probleme heranzugehen, die nicht primär als Methode zu interpretieren ist, sondern zunächst bestimmte Sichtweisen auf Lösungsmöglichkeiten und Analysekriterien eröffnet. Mitunter hatte ich den Eindruck, dass – überspitzt formuliert – die *Post/Colonial Studies* ein wenig das »Politbüro« der *Cultural Studies* abgeben. Hat dieser Eindruck seine Berechtigung oder wie wäre er richtig zu stellen?

**MR:** Die *Cultural Studies* sind in den meisten Fällen politisch genug und brauchen kein »Politbüro«. Ich sehe, wie gesagt, eine Trennlinie zwischen *Cultural* und *Post/Colonial Studies*, wenn überhaupt, lediglich im Gegenstand und Untersuchungsfeld, auf die aber in Übereinstimmung mit der in Hong Kong betriebenen Forschung lieber verzichtet werden sollte. In Hong Kong beschäftigen sich einige eher mit entwicklungspolitischen Fragestellungen und Kolonialismus im weitesten Sinne und setzen sich mit emanzipatorischen Bewegungen in China und Indien auseinander, andere spezialisieren sich mehr auf populäre Kultur, aber weder politisch noch methodisch oder personell finden sich irgendwelche Trennlinien. Sowohl *Cultural* als auch *Post/Colonial Studies* – vorausgesetzt, dass es eine Trennlinie überhaupt gibt – erheben beide stark politisch orientierte, interventionistische Ansprüche für ihre Wissenschaft und sind insofern eher als Parallelprojekte zu verstehen.

**CL:** Der Wunsch nach Abgrenzung ergibt sich aus einer ganz spezifischen und begrenzten *europäischen* Sichtweise, ähnlich der Asymmetrie des Vergleichs zwischen *Cultural Studies* und Kulturwissenschaften. Aus österreichisch-deutscher Perspektive werden die anglo-amerikanischen *Cultural Studies* als ungeheuer politisch und avanciert gegenüber den einheimischen trockenen, theorielastigen und hermeneutikorientierten Kulturwissenschaften ange-

sehen. Diese Perspektive lässt nur einen asymmetrischen Vergleich zu, weil das, was man hierzulande aus der Nähe kennt, einer ganz spezifischen in Birmingham von Stuart Hall geprägten Spielart der *Cultural Studies* gegenüber gestellt wird, die durch politisches Commitment, die Fokussierung auf Kultur und Machtverhältnisse etc. charakterisiert ist. Dabei darf nicht übersehen werden, dass gerade in den USA sehr viele Departements mit dem Etikett *Cultural Studies* versehen sind, obwohl dort nichts anderes als klassische *Literary Studies*, *Communication Studies* etc. betrieben werden. Dies sind keine besonders progressiven Formationen. Auf der anderen Seite existieren allerdings auch etliche kulturwissenschaftliche Projekte, die mit dem genannten politischen Anspruch an ihre Arbeit gehen und eine viel avanciertere und auch methodisch differenziertere Umgangsweise als die, die man gemeinhin unter »Hermeneutik« versteht, an den Tag legen. Ähnliches gilt für das Verhältnis zwischen *Cultural Studies* und *Post/Colonial Studies*: Zu fragen ist, was zu welchem Zeitpunkt unter welchem Namen gemacht wird und womit es vergleichbar ist.

**MR:** Wenn man unbedingt eine Trennlinie konstruieren möchte, dann sollte sie anders verlaufen. Hinsichtlich der Anhängerschaft und des Publikums, z.B. im Konferenzgeschehen, scheinen die *Post/Colonial Studies* eher in die ästhetische Richtung zu gehen, weil sie von Beginn an v.a. durch die Literaturwissenschaft und die *Comparative Literature* beeinflusst wurden und sich auch sehr stark an einem Kanon literarischer Werke orientieren, während etwa Popularkultur recht wenig vertreten scheint. Hingegen sind die wirklich politischen Projekte, wollte man eine Statistik der Kongresse aufstellen, vermutlich in höherer Zahl unter den *Cultural Studies* zu finden. Dennoch ist, wie gesagt, jede Form einer Abtrennung problematisch.

**UR:** Die politische Komponente scheint noch zu wenig greifbar. Verschiedene Momente sind zwar angesprochen worden, dass »politisch« einerseits »avanciert« bedeutet, was ich im Blick auf aktive Veränderung der Gesellschaft verstehe und was dann auch »sehr stark gegenwartsbezogen« bedeuten würde; andererseits spielte aber auch eine gegenüber der Hermeneutik »genauere« oder »vielfältigere« Methodik herein. Ich sehe bislang zwei grobe Linien, deren eine in Richtung »Aktualität« mit dem gewissen utopischen Moment der »Veränderung« verläuft, deren andere dennoch im angesprochenen Erfahrungshintergrund liegt, was tatsächlich ein Politikum ist und zahlreiche Exklusionsverfahren mit sich bringt.

**CL:** Ich würde v.a. mit der Einführung der politischen Motivation und der methodischen Genauigkeit vorsichtig sein: Je »heißer« ein Thema ist und je näher man an einer Sache ist, desto mehr fehlt die Zeit für die Entwicklung eines wirklich ausgefeilten Methodeninstrumentariums; dort wiederum, wo die Methodeninstrumentarien am meisten differenziert und der theoretische Hintergrund am größten sind, ist auch die Gefahr am stärksten, wieder vom Ort des Geschehens zu abstrahieren. Wir haben einerseits ein äußerst umfassendes Set an Theorien und Methoden zur Verfügung, bringen aber andererseits, was den politischen Anspruch betrifft, oft gerade deshalb weniger weiter. Aber in vielen Projekten vor Ort, z.B. in südostasiatischen Projekten, wird doch enorm viel weiter entwickelt. Diese Projekte betreiben im Bereich der Demokratieentwicklung wirklich »Crossroads-Geschichten« und bringen einen guten Teil des theoretischen »Gepäcks« mit, das sie in ihre Feldstudien mit einfließen lassen. Allerdings sind das auch die international am wenigsten bekannten Projekte, weil die ForscherInnen meistens nicht die Zeit haben, neben der Arbeit vor Ort zu allen möglichen Konferenzen zu reisen.

**PP:** Es scheint mir charakteristisch, dass es um die genannten Instrumentarien geht, die bereit gestellt werden, auch um Begriffe wie »Hybridität« oder den »Dritten Raum«, um bei Bhabha zu bleiben, die dann im Rahmen der eigenen kulturwissenschaftlichen Arbeit sehr konkret zur Anwendung gebracht werden können.

**MR:** Vielleicht darf ich hier wiederum Spivak anführen, die etwa auch mit bengalischen Frauen in *communities* arbeitet, was aber in relativ losem Zusammenhang mit ihren theoretischen Arbeiten steht. Auf einer viel einfacheren Ebene zeichnet der Zusammenhang zwischen theoretischer und praktisch-politischer Arbeit nicht *Cultural Studies* oder *Post/Colonial Studies* allein aus, sondern macht eine allgemeine Abwendung von einer objektivistischen



Wissenschaft deutlich und das Achten auf Machtverhältnisse, die in die Kultur einfließen. Hier liegt die politische Komponente in den Theorien, nämlich in der Herangehensweise an Wissenschaft unter macht- und herrschaftspolitischen Vorzeichen, die stillschweigende Voraussetzung ist und von anderen Wissenschaftsrichtungen als den *Cultural Studies* durchaus geteilt wird. So haben bspw. gewisse Zweige der Soziologie genau diesen Anspruch. Andererseits haben andere Wissenschaften ganz andere Ansprüche, wie es z.B. immer noch historische Geschichtswissenschaft gibt.

**UR:** Was mir bei diesem unausgesprochenen, selbstverständlichen Hintergrund für beide, *Post/Colonial* und *Cultural Studies*, hin und wieder auffällt, ist, dass es immer um Macht- und Herrschaftsverhältnisse geht. Besteht hier nicht manchmal die Gefahr, wieder eine bestimmte Essenzialisierung zu betreiben, nämlich einfach als gegeben voranzusetzen, dass immer – egal in welchen Verhältnissen/Relationen/Beziehungen – Macht und Herrschaft im Spiel sind, die dann nach einer gewissen Logik die Rückführung auf Erfahrbarkeit, »Ethnie«, »Nation« verlangen? Liegt hier eine Art Zwangsläufigkeit, sich auf – negativ gesprochen – verschiedene Formen von »Opferstatus« zurückzuziehen?

**MR:** Das ist eine sehr simplifizierte Version, – allerdings steht die Frage von Macht und Herrschaft durchaus im Hintergrund sehr vieler Wissenschaften. Macht und Herrschaft sind aber etwas sehr Komplexes und manifestieren sich in ganz verschiedenen, subtilen Formen immer wieder, wo Begriffe wie »kolonialer Status«, »Subalternität« oder ganz einfach »Hegemonie« angebracht sind, mit denen sie geäußert und auch zerlegt und auf ihre kulturellen Erscheinungsformen zurückgeführt werden. Wenn man diese Formationen von psychoanalytischer Seite bis zum gesellschaftlichen Weltsystem in allen Stufen genau untersucht, ergibt sich eine ungeheure Komplexität, was das Zusammenspiel von Macht und Herrschaft auf der einen und kulturellen Ausdrucksformen auf der anderen Seite betrifft.

**CL:** Was *Cultural* und *Post/Colonial Studies* so attraktiv macht, ist die Weiterentwicklung strukturalistischer und marxistischer Theorien in Hinblick auf die Heterogenität von Macht, eben nicht »der Macht« als einem einheitlichen Power-Block, sondern im Sinne von Machtverhältnissen, die immer kreuz und quer laufen. In der Praxis wird diesem Postulat häufig nicht Rechnung getragen. Zwar werden seit einiger Zeit auch Institutionen Gegenstand der Beschäftigung, wobei aber meistens sofort von einem »Oben« und »Unten« in der selbstverständlichen Gleichsetzung von Hierarchien mit entsprechenden parallel verlaufenden Machtstrukturen ausgegangen wird. Nur – Larry Grossberg hat das einmal sehr schön gesagt – ist es unfair, das wenige Gute mit dem vielen Schlechten zu vergleichen. In jeder Wissenschaft sind etwa 99% der Arbeit mittelmäßig bis schlecht und 1% wirklich gut. Macht- und Herrschaftsbeziehungen sowohl in der Definition der Gegenstandsbereiche als auch bezüglich des eigenen Standortes als jemand, der in einem System unter hierarchischen Bedingungen Wissen produziert, in den Mittelpunkt der Analysen zu stellen, ist die erste Grundvoraussetzung. Dann eröffnen postkolonialistische Methoden zumindest die Möglichkeit, diesen verwickelten Zusammenhängen auf die Spur zu kommen. Dass das den meisten in der Praxis nicht gelingt, ist eine andere Frage, die nicht in der Sache begründet ist.

**PP:** Aber das politische Projekt, das überall in diese Verfahrensweisen eingebunden oder nachträglich als Idee auf das Erarbeitete aufgesetzt wird, hat doch auch mit Themen wie »Nationalismus« oder Selbstbestimmung zu tun. Inwiefern spielt »Hybridität« als Erfahrungshintergrund dabei eine Rolle? Momentan sind zwei Tendenzen bestimmend: Ein globalisierender Effekt, wobei Hybridität positiv gesehen oder entsprechend forciert wird, und eine nationalistische Engführung unter Ablehnung jeglicher hybrider Lebensformen. Welche Bedeutung haben dieses »nationalistische« und Selbstbespiegelungs-Moment in den *Cultural Studies* oder *Post/Colonial Studies*?

**CL:** Wenn es um einen Gegensatz von Hybridität vs. Nationalismus geht, würde ich anders differenzieren. Das Hybriditätskonzept ist erkenntnistheoretisch und als anti-essenzielles Konzept stimmig. Auch kann es z.B. im Bereich der MigrantInnenpolitik oder bei Fragen nach *in-* und *out-groups* in Bezug auf Europa nutzbar gemacht werden, etwa bei jener

nach dem Recht auf Partizipation an Sozialsystemen. Politische Argumentationen sind oft von der Suche nach Sicherheiten in Form von unveränderlichen Identitäten motiviert. Um solche festen und sicheren Identitäten immer wieder in Frage zu stellen, ist das Hybriditätskonzept sehr hilfreich.

Weil es sich aber auch um ein sehr theoretisches Konzept handelt, muss man sich gleichfalls davor hüten, nicht wieder in die klassische Ästhetisierungs-falle zu tappen, einen Eindruck, den ich bspw. bei Homi Bhabha habe. Es ist wunderbar, ihm auf Konferenzen zuzuhören, bei denen er in der Nehru-Jacke und mit einem charmanten Gestus der Inszenierung seiner selbst und seines emanzipatorischen Konzepts auftritt. Trotzdem sollte nicht aus dem Blick geraten, dass es sich bei Bhabha um einen Wissenschaftler mit einem sozial sehr elitären Hintergrund handelt, wodurch er überhaupt die Möglichkeit hatte, sich umfassende Bildung und gewisse Wissensformen anzueignen, die er jetzt international entsprechend effektiv zu machen imstande ist. Er versteht und bewegt sich im Sinn eines Weltbürgers und hat die Möglichkeit, an den verschiedensten Orten aufzutreten und seine Theorien zu entwickeln und zu verkünden – was wichtig und gut ist! Es ist aber sehr viel leichter, aus einer solchen privilegierten Position über Hybridität zu reden – was i.Ü. für uns alle gilt!

Es geht jedoch immer auch darum zu fragen, wer überhaupt die Möglichkeit hat, diese Art von Hybridität zu leben, bzw. für wen sich die Frage gar nicht erst stellt. Die Nationalismen, nicht nur in Europa, sondern auf der ganzen Welt, sind so weit von der Theorie, wie ein Leben im ›Dritten Raum‹ aussehen könnte, entfernt, dass eine der großen Herausforderungen darin besteht, Möglichkeiten der wechselseitigen Übersetzung zu finden, aber auch darin zu fragen, wo bspw. nationalstaatliche Konzepte oder Nationalismus nicht nur Globalisierungs- und Hybridisierungstendenzen gegenüber stehen, sondern wo sie einander bedingen. Es ist eine Tatsache, dass globale Wirtschaft nur funktioniert, weil sie national verortet ist, weil es nationale Gesetze gibt, weil es nationale Sozialsysteme gibt, die Globalisierungseffekte überhaupt erst ermöglichen.

- PP:** Das würde wohl auch bedeuten, dass diese unterschiedlichsten Nationalismen ihrerseits wieder dazu beitragen, Hybridität zu befördern.
- MR:** Man darf das Hybriditätskonzept von Homi Bhabha nicht überstrapazieren.
- PP:** Kann man literaturwissenschaftliche Konzepte überhaupt auf realpolitische umlegen, die in reale Handlungen umschlagen?
- MR:** Das ist zweifelsohne so verstanden worden. Die neueste Reiseliteratur, etwa von Pico Iyer (dessen neuestes Buch bezeichnenderweise den Titel *The Global Soul* trägt), geht auf Reiseliteraturkonzepte des 19. Jahrhunderts zurück. ›Hybridität‹ dient dabei als Metapher, die Figur des herumreisenden männlichen Bourgeois, der »never hits the ground«, als Erkenntnisposition zu privilegieren. Was Homi Bhabha in *The Location of Culture* versucht, ist etwas viel Anspruchsvolleres. Er hat versucht, den *bind* des *Orientalism*, das Eine und das Andere und ihre Gegenüberstellung durch die *erkenntnistheoretische* Figur der Hybridität, der Person, die neue Erkenntnis dadurch schafft, dass sie *als Schriftsteller* zwischen den Welten steht, angelehnt an das Barthes'sche Konzept der Produktivität des Signifikanten, auf die literarische Ebene zu heben. Er hat einen erkenntnistheoretischen Prozess für die postkoloniale Literatur, angelehnt an poststrukturalistische Erkenntnisweisen, beschrieben. Dieses Programm wurde in der Annahme, es handle sich einfach um eine Person, die sowohl Hindi oder Bengalisch als auch Englisch spricht, zu einer schlichten Banalität simplifiziert. Dabei erst gerät man in Konflikt mit dem Nationalismus, weil Nationalismus, wie er in *The Location of Culture* beschrieben ist, für den indischen Hintergrund eine wesentliche und positive Rolle spielt. Es geht nicht um das eine oder das andere, sondern um Nationalismus als eine Hintergrundfolie für den kulturellen Prozess.
- AK:** Ist das nicht das Politikum der Sache? Gibt es nicht noch weitere dieser Schlagworte oder Vokabeln, die so sehr vereinfacht werden, bis sie zwangsläufig verschwinden?

- PP:** Schlagworte kommen immer aus bestimmten Interessen, entwickeln dann aber eine gewisse Eigendynamik. Im Poststrukturalismus geschieht es immer wieder, dass Konzepte in fremde Kontexte überführt werden bis zum bloßen Wortgeklingel. Der Boden des eigentlichen Untersuchungsgegenstandes geht dabei rapide verloren.
- MR:** Auch ein Begriff wie »Nationalismus« ist sehr problematisch, wenn er als Folie gebraucht wird. Nationalismus im 19. Jahrhundert ist nicht dasselbe wie Nationalismus um 1947, und Nationalismus im 19. Jahrhundert in der Ukraine ist nicht dasselbe wie Nationalismus im 19. Jahrhundert in Tschechien. Die großen erkenntnistheoretischen Würfe müssen auf ihre konkreten Kontexte zurückgeführt werden. Hybridität ist nicht als Welterklärungskonzept entstanden, genauso wenig wie die *imagined communities*, die gleichfalls eines der am häufigsten missbrauchten Schlagworte sind und nicht als generelle Erklärung für sämtliche Nationalismen der Welt erfunden wurden, sondern sehr konkret anhand einzelner Beispiele entwickelt worden sind.
- CL:** Ähnlich steht es mit der Foucault-Rezeption oder dem Begriff der »Performativität« von Judith Butler oder der Konstruktion von Geschlecht: Sowohl mit dem Foucault'schen Macht-konzept als auch mit dem Butler'schen Konzept wird eine fahrlässige Verallgemeinerung betrieben, die nicht nur zu weniger komplexen Ergebnissen führt, sondern oft sogar zum Gegenteil dessen, was gemeint war. Diesen Effekt haben alle simplifizierenden Lektüren, die weder den jeweiligen zeitlichen, räumlichen, politischen Kontext ernst nehmen noch den theoretischen, in dessen Zusammenhang ein Konzept entwickelt worden ist.
- PP:** Welche Stellung und welchen Sinn haben also postkolonialistische Begrifflichkeiten unter Beachtung ihrer Kontexte, aus denen sie herausdestilliert wurden, für WissenschaftlerInnen, die in Mittel-Ost-Europa arbeiten? Gibt es Strukturen eines sog. »inneren« oder »Binnenkolonialismus« im sozio-kulturellen Kontext der Habsburgermonarchie bzw. Zentraleuropas? Lassen sich Methoden der *Cultural Studies*, v.a. aber der *Post/Colonial Studies* auf den zentraleuropäischen Raum anwenden?
- CL:** Ja, und zwar in Hinblick auf ihre methodologischen und politischen Aspekte, aber weniger einem Bild folgend, das den klassischen Kolonialismus und den historischen Postkolonialismus evoziert. Je heterogener ein Untersuchungsfeld ist, bzw. je schwerer man sich auf den ersten Blick mit klassischen Kategorisierungen und Abgrenzungen tut – bspw., wie die cisleithanische Hegemonie gleichzeitig mit dem hegemonialen Anspruch der Doppelmonarchie gegenüber den restlichen Ländern und sozialen Gruppen zu analysieren ist – desto angebrachter scheint mir die Arbeit mit postkolonialistischen Herangehensweisen.
- MR:** Ich finde die Frage nicht so besonders wichtig. Wenn es darum geht, den Hintergrund an Methoden/Theorien/Zugängen mit einzubeziehen, ist es mehr oder weniger selbstverständlich, sich mit Termini wie »Hybridität« oder »Hegemonie« zu beschäftigen. Was spezifische Situationen betrifft, sollte nicht prinzipiell danach gefragt werden, ob sich irgendetwas »anwenden« lässt. Dass Indien nicht Ungarn oder Rumänien ist, liegt auf der Hand, dass sich beides in sehr vielen Dingen gar nicht entsprechen kann, ebenso – sei es durch den begründeten Anspruch der Gemeinsamkeit des habsburgischen Vielvölkerstaates, der in einer kolonialen Situation nie in dieser Form gegeben ist, sei es durch die Frage der Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit von Minderheiten oder durch die nach Geschlechterverhältnissen. Natürlich spielen orientalistische Komponenten in den habsburgischen Kontext hinein, und Said gelesen zu haben, schadet nichts; aber ich halte die Frage nach der »Anwendbarkeit« für keinen legitimen Zugang. Der legitime Zugang wäre, so wie Fanon die eigene Situation zu schildern und zu fragen, welche zentraleuropäischen Phänomene mir erklärungsbedürftig scheinen und ob etwa Fanon's Diskussion von »Mimicry« dafür hilfreich ist; umgekehrt wäre es problematisch, einfach vom Begriff »Mimicry« auszugehen und dann zentraleuropäische Texte zu suchen, die vermeintlicherweise zu dem Konzept passen.
- CL:** In zentraleuropäischen Fragen von *Post/Colonial Studies* zu sprechen, ebenso wie im österreichischen Kontext nicht nur von Kulturwissenschaften, sondern auch von *Cultural Studies*, meint einerseits die »Werkzeugkiste«, andererseits setzt es aber auch ein strategisches Signal: Wenn ich sehe, was zum Thema »Mittel- und Zentraleuropa« auf so vielen

Konferenzen zwischen diplomatischem und historischem Mainstream geboten wird, ist es zentral, mit dem Begriff eines postkolonialistischen Zuganges ein Signal für Andersheit zu geben.

**MR:** Wenn es darum geht, die unsägliche Multikulturalitätsdebatte der Habsburgermonarchie oder die Idee der Habsburgermonarchie als dem besseren Europa oder einer Utopie der Zukunft Europas aufzumischen, wird natürlich »Post/Colonial« zu einem Kampfbegriff, der aber nur in einem lokalen Kontext funktioniert. Auf einer globalen Wissenschaftsebene muss man subtiler agieren. »Post/Colonial« vermittelt sonst das Gefühl von altem Wein in neuen Schläuchen und von der Anwendung eines vor 20 Jahren in der anglo-amerikanischen Wissenschaft modern gewesenen Konzeptes auf einen Kontext, dem es nicht zuträglich ist.

**PP/UR:** Die einen kommen aus der Erfahrung der Peripherie des Osmanischen Reiches, die anderen aus der der Peripherie des Russischen Reiches; dann werden sie zu einer Peripherie mit einem gewissen Modernisierungsschub nach bestimmten Techniken und Verfahrensweisen der Habsburgermonarchie. In solch einer Situation wird man immer Quellen finden, die sowohl für als auch gegen kolonialistische Konzepte sprechen.

**MR:** Die Frage nach den Zusammenhängen zwischen Modernisierung und Ethnie stellt sich natürlich sofort. Sie betrifft auch einen sehr spannenden theoretischen und methodischen Zusammenhang: Warum wird bspw. in den Kolonien nur eine bestimmte Kaste auf den Status des Lohnarbeiters angehoben etc. In solchen Fragestellungen ergeben sich recht gute Anknüpfungspunkte an *Post/Colonial* oder *Cultural Studies*, die sich für solche Untersuchungen eignen.

**CL:** Sie führen auch direkt zur Wissenschafts- oder Forschungspolitik zurück. Gerade deshalb möchte ich noch einmal betonen, dass das Setzen eines politischen Signals von Bedeutung ist. Konkret gesprochen würde ich das für ein solches Projekt wie *kakanien.ac.at* unbedingt tun und auch die postkolonialistische »Werkzeugkiste« zum Einsatz bringen, um diesen Ansatz in einem europäischen Kontext, wo im deutschsprachigen Raum gar nicht, aber auch im romanischen Raum eher weniger damit operiert wird, hervorzuheben und zur Geltung zu bringen.

**AK:** Die Grenzen dieser Methoden für Mittel-Ost-Europa aufzuzeigen, scheint auch mir wichtig zu sein, wie Sie vorhin mit dem Vergleich »Indien ist nicht Ungarn« und *vice versa* angedeutet haben; wenn wir diese Grenzen der Vergleichbarkeit allerdings bereits sehen und mit ihnen operieren, fürchte ich, dass im nächsten Schritt dennoch sehr viele Ähnlichkeiten hervorkommen würden. Am Ende findet sich dann etwas, das man nicht mehr auflösen und erklären kann.

**MR:** Wenn man sich mit Räumen beschäftigt, was ja hier im Vordergrund steht, muss man unglaublich vorsichtig sein, sie nicht zu essenialisieren. De Certeau hat einmal gesagt: Raum ist etwas, das nicht einfach da ist, sondern sich durch Handeln ergibt. Diese Handlungen sind nie statisch. D.h., dass auf theoretischer Ebene beim vergleichenden Gegenüberstellen von Räumen darauf zu achten ist, dass das, was in diesen Räumen sichtbar ist, nicht als Abgrenzungen gedeutet wird. Theorien, die sich vielmehr mit *reverberations*, Austausch beschäftigen, sind im Endeffekt ergiebiger und auch relevanter als Theorien, die Kultur des einen Raumes als unterdrückt oder nicht unterdrückt beschreiben, wobei man sehr leicht in die Essenialisierung von Räumen als kulturell abgeschlossene Felder hineingerät.

**PP:** Was ein Statement für prozesshaftes Denken bzw. ein Denken in Prozessen ist und gegen das Fest-Schreiben und Grenzen-Ziehen.

**CL:** Zugleich ist es ein Plädoyer dafür, von den teils unausgesprochenen, aber sehr oft auch expliziten Engführungen von Raum und Identität, bzw. Raum, Kultur und Identität wegzukommen. Wir haben oft ein Bild im Kopf, das Identität mit Kultur gleichsetzt und Kultur mit





Raum – und schon wird daraus geschlossen, dass in gewissen Räumen gewisse kulturell geprägte feste Identitäten vorfindbar seien. Eine der spannendsten Aussagen von Stuart Hall zur Kritik des Identitätsbegriffs zu Gunsten jenes von ›Identifikation‹ ist, dass wir viel weniger damit aufhalten sollten, worin unsere Identität besteht, woher wir kommen und welche Faktoren uns ausmachen, sondern dass es viel wichtiger sei zu fragen, was wir machen wollen, wohin der Weg führt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Konzepten von Mittel-, Ost- und Zentraleuropa: Solange Europa unter der ›Identitäts-Kultur-Frage‹ als ›Festung‹ betrachtet wird, werden exakt dieselben Grenzen wieder festgeschrieben und wird gerade keine Möglichkeit eröffnet, gemeinsam in eine Richtung zu gehen, damit im Prozess neue Formen verschiedener Identifikationen an imaginären und tatsächlichen Orten zustande kommen.

**PP:** Das ist noch dazu aus historischer Sicht absolut widersinnig. Damit versucht die Politik, sich gegen die Historie zu stellen, was allerdings ein spannendes Match ist.

**MR:** Dass ich von den Effekten solcher Entwicklungen und Theorien ausgehe und schaue, was die Begegnung bewirkt, sollte ja auch der Ausgangspunkt jeder Untersuchung sein. Wenn ich das Konzept der ›Hybridität‹ ernst nehme, entsteht dieser Effekt genau dort, wo Kulturen aufeinander treffen.

---

**Dr. Christina Lutter**, geb. 1970, Studium der Geschichte, Romanistik und Hist. Hilfswiss., Mitglied des *Inst. für Österr. Geschichtsforschung*; Hg. der Reihe *Cultural Studies* und Autorin des gleichnamigen Einführungsbandes (Löcker-Verl., beides gem. mit Markus Reisenleitner) sowie der Reihe *kulturwissenschaft* bei Turia+Kant; Seit 1998 Lehraufträge und Gastprofessuren an den Univ. Wien und Klagenfurt, an der Univ. für Gestaltung Linz, an der Humboldt-Univ. Berlin sowie der Univ. Lüneburg; seit 1994 im Wissenschaftsministerium: Entwicklung, Organisation und inhaltliche Betreuung der Forschungsschwerpunkte *Cultural Studies / Kulturwissenschaften* und *Gender Studies*; Vorträge und Publikationen zur Verfassungs-, Kultur- und Geschlechtergeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit; *Cultural Studies* und *Gender Studies*. Z.Zt. Arbeit an einem Habilitationsprojekt zum Thema *Geschlecht und Wissen im 12. Jhd.*  
Kontakt: Maria-Christina.Lutter@bmbwk.gv.at

**Dr. Markus Reisenleitner** ist Associate Prof. für *Cultural Studies* an der Lingnan Univ. in Hong Kong. 1990 Promotion an der Univ. Wien mit einer Arbeit über die *Rolle des historischen Trivialromans im Biedermeier*; 1991-1998 Lektor am *Inst. f. Neue Geschichte und Cultural Studies* an der Univ. Wien und Mitarbeiter des Wiener Campus der *American Heritage*, Portland/ Oregon; 1998 - 2001 Associate-Prof. am *Centre for Austrian and Central European Studies* an der Univ. Alberta und Lektor am Dep. für Geschichtswiss. Gemeinsam mit Dr. Christina Lutter gibt er die Reihe *Cultural Studies* heraus. Publikation zu Reformation und Gegenreformation, dem Bild des mittelalterlichen Europa im Biedermeier sowie eine Einführung in die *Cultural Studies* (gem. mit Christina Lutter).  
Kontakt: markusR@ln.edu.hk